10000 Meilen im Sattel

Autor(en): **Tschiffely, A.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 4

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-664917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

10 000 Meilen im Sattel.

Von A. F. Tschiffely.

Tschiffely, ein Schweizer, der neun Jahre lang an der größten englisch-amerikanischen Schule Argentiniens unterrichtet hat, steigt eines Tages in den Sattel, verläßt seine Schule und reitet allein mit zwei Kreolenpferden von Buenos Aires nach New York! Von seinem abenteuerlichen Ritt, der ihn mit einem Schlage in ganz Amerika bekannt machte, erzählt A. F. Tschiffely in seinem Buche „Zehntausend Meilen im Sattel". (Montana-Verlag A.-G., Horw-Luzern.) Nachstehend bringen wir ein Kapitel vom Anfang seiner Reise zum Abdruck:

Santiago del Estero.

Wir näherten uns jetzt langsam den verödeten Landesteilen des Santiago del Estero, und das Land wurde immer dürrer und unfruchtbarer. Überall standen die phantastischen Gebilde der Kakteen, in den tiefer liegenden Gebieten wuchs üppiges Pampasgras, dessen silberige Blüten wie die Speerspitzen einer großen, mittelalterlichen Armee wogten. Die Tierwelt wird in einigen Teilen dieser Halbwüste nur durch Ziegen vertreten, die in großen Herden umherstreifen.

Eine Eisenbahnlinie führt durch das Gebiet, und dies brachte mich auf den Gedanken, auf jede Station einen kleinen Heuvorrat für meine Pferde zu schicken. Gutes Wasser erhielt ich von den Bahnhofsvorstehern, denen es von den Anden herüber im Zug mitgebracht wird. Es wird in einem ausgemauerten Behälter aufbewahrt und verschlossen gehalten, damit nicht andere Leute gar zu stark Gebrauch davon machen.

Die wenigen, elenden und zerfallenen Hütten, an denen ich vorüberkam, waren von armen Leuten bewohnt, deren dunkle Hautfarbe indianisches Blut verriet. Wie diese Menschen von den wenigen Ziegen leben, ist mir ein Rätsel. Im Sand vor der Hütte spielten splitternackte Kinder und dazwischen schnüffelten und scharrten wandelnde Hundeskelette nach etwas Eßbarem.

Nach einigen weiteren Tagesreisen befanden wir uns mitten im schlechtesten Teil der Region, wo die Pferdehufe so dicke Staubwolken aufwirbelten, daß ich kaum den Weg erkennen konnte, was ganz besonders unangenehm war, wenn hinter unserem Rücken ein leichter Wind daherblies. Manchmal sah der Boden wie mit Schnee bedeckt aus, es war aber kein Schnee, sondern Salpeter. Das dürftige Gestrüpp und rauhe Gras, das hier und dort wuchs, schmeckte ausgesprochen salzig; die einzigen Pflanzen, die hier zu gedeihen scheinen, sind die Kakteen, von denen manche eine ganz phantastische Größe erreichen.

Wir wanderten den ganzen Tag fürbaß, ohne eine Hütte oder einen Menschen zu sehen; die einzigen Lebewesen auf unserem Weg waren einige „cuises" (eine Art Meerschweinchen) oder eine Schlange, die sich, vom schweren Hufschlag erschreckt, davon machte, und ab und zu erblickte ich eine farbenbunte Eidechse, die uns verwundert anstarrte. So seltsam es auch klingen mag, ich habe noch nie so viel Füchse gesehen wie hier, sie kommen in Massen vor, und ich weiß heute noch nicht, wovon sie ihr Dasein fristen. Vielleicht stellen sie den Eidechsen oder den kleinen, grellgrünen Papageien nach, die scharenweise herumfliegen.

Die verstreut und weit auseinander liegenden Wohnstätten sind unglaublich primitiv und armselig, wie die Menschen, die darin hausen. Neben der Hütte liegt ein mit schmutzigem, stark salzhaltigem Wasser gefülltes Loch, das zum Schutz gegen die Tiere mit Dornzweigen eingefaßt ist. Das ist der Trinkplatz für Mensch und Tier, sie trinken dasselbe Wasser. Manchmal tut der Mensch ein übriges und seiht die dicke Flüssigkeit durch ein schmutziges Tuch, doch das geschieht nicht immer. Ich war auf derartige Dinge vorbereitet und vergaß nie, unserem Trinkwasser doppelkohlensaures Natron hinzuzufügen, um namentlich die Tiere vor Kolik zu bewahren. Für mich selbst mischte ich auch etwas Jod hinein, was allerdings nicht sehr wohlschmeckend, aber desinfizierend wirkte.

Ein Leckermaul tut überhaupt gut daran, Santiago del Estero ganz zu meiden, denn es gibt dort nur getrocknetes Ziegenfleisch zu essen, das heißt wenn man gerade Glück hat und auf eine Hütte stößt, deren Besitzer von seinem kärglichen Vorrat etwas abgibt. Die Zubereitung dieses „charqui" genannten Nahrungsmittels ist — milde ausgedrückt — nicht sehr appetitlich. Wenn man die schmutzigen Hände anguckt, wie sie das Fleisch zurechtschneiden und zum Dörren in die Sonne hängen, wenn man die schwarzen Fliegenschwärme sich darauf niederlassen sieht, dann, ja dann geht der schönste Hunger flöten. —

Als ich eines Tages halbtot vor Hitze und Langeweile dahinritt, bemerkte ich plötzlich, daß die Sonne hinter einer schweren, schwarzgrauen

Antwerpen: Das Stadthaus.

Wolke verschwunden war. Kurz darauf verfinsterte sich der Himmel, und ich erwartete ein heftiges Gewitter; doch alsbald erkannte ich die dunkle Wolke als einen ungeheuren Heuschreckenschwarm, der mindestens eine Stunde dauerte. Augenscheinlich verspüren selbst die Heuschrecken keine Lust, in diesen wüsten Landstrich einzufallen, denn sie zogen weiter. Ein paar Tage darauf kam ich in das von ihnen heimgesuchte Gebiet. Es war furchtbar! Auf der Erde kroch und krabbelte es in dicken Schichten über- und untereinander; jeder Kaktus, jeder Strauch hing voll von ihnen, manchmal saßen sie in widerlichen, wie Trauben herabhängenden Klumpen geballt aufeinander. Die Pferde scheuten zuerst und wollten nicht weitergehen; sobald sie eine Heuschrecke im Flug streifte, sprangen sie nervös zur Seite. Sie merkten aber bald, daß die Dinger ungefährlich waren und trabten munter weiter. Jeder Huftritt hinterließ eine zerquetschte Masse, die von den andern sofort aufgefressen wurde. Glücklicherweise hatten wir das heimgesuchte Gebiet nach einigen Stunden hinter uns, und ich freute mich schon auf die kommenden, besseren Gefilde.

Halbwüsten und selbst richtige Wüsten üben einen ganz eigenartigen Zauber aus, der den in der Wüste Geborenen und Aufgewachsenen immer wieder zurückzieht, ein Zauber, dem sich auch der Fremde nicht entziehen kann. Was mich in Santiago del Estero besonders ergriff, waren die unsagbar schönen Sonnenuntergänge. Wenn die Sonne ein paar Tage lang unerbittlich herabgeglüht hat, wenn selbst die Kaktuspflanzen unter der bis ins Mark dringenden Hitze leiden, wenn die lebhaften kleinen Papageien sich schlaff und schweigend im spärlichen Schatten verkriechen, dann bereitet sich ein Wunder vor. Der Sonnenball verschwindet hinter einem dunkelroten Vorhang; die phantastischen Gestalten der Kaktuspflanzen strecken ihre Arme wie in tödlicher Erstarrung gegen den unendlichen Himmelsraum. Vom glühenden Horizont heben sich die gezackten Umrisse des Gebüsch- und Strauchwerks tintenschwarz und leblos ab. Sobald die Sonne im roten Flammenmeer versunken ist, geht es wie ein Aufatmen durch die Natur; der erste schrille Schrei eines Nachtvogels sticht in die Stille hinein, und da und dort hört man das häßliche, hustenähnliche Bellen eines umherstreichenden Fuchses.